

Interview zur Ausstellung „Kronstadt – Berlin“ in der KronArt Galerie, Kronstadt

Sendung des ungarischen Fernsehsenders „Brassai Magyar Adás“ aus Kronstadt

5. August 2016 (ab Minute 8:30 der Gesamtsendung)

Liebe Ildikó, willkommen in Kronstadt. Wir sitzen hier im Ausstellungsraum der KronArt Galerie, und wir sehen an den Wänden ausschließlich Bilder mit Verknüpfung zu Kronstadt und Berlin. Was hat dies mit Kronstadt zu tun?

Ich bin in Kronstadt geboren. Kronstadt ist also meine Heimatstadt, und ich lebte hier bis zu meinem 11ten Lebensjahr. Danach sind meine Eltern nach Deutschland übersiedelt. Erst lebten wir im südlichen Teil von Deutschland, später bin ich dann nach Berlin umgezogen – in 2002. Und so sind Kronstadt und Berlin die beiden Städte auf der Welt, wo ich die meiste Zeit meines Lebens verbracht habe. So entwickelte sich allmählich die Ausstellung mit Bildern über die beiden wichtigsten Städte in meinem Leben.

Wann haben Sie angefangen zu malen?

Tatsächlich habe ich schon seit meiner Kindheit gerne gemalt. Schon in der Schule hatte ich immer die beste Note in Kunst. Aber so auf diesem Niveau habe ich vor ca. 4 Jahren angefangen zu Malen. Die wesentliche Veränderung ist dann eingetreten, als ich anfing eine Akademie zu besuchen. Das war vor vier-einhalb Jahren, als ich das erste Mal dort war und anfing Kurse zu besuchen und es somit auf eine semi-professionelle Basis stellte.

Der Mensch fängt als Kind an zu malen, aber zeigt es dann jemandem zu einem gewissen Zeitpunkt. Wann ist das passiert?

Nun, in der Familie passiert dies automatisch und ja, die Familienmitglieder haben auch immer wieder gesagt, dass das Kind Talent hat. Aber dass man sich mit Kunst professionell beschäftigt, das gab es damals in unserer Familie nicht. Der Lebensweg war eher auf solide Ansätze gestellt, so dass ich erst zur Universität ging, Pharmazie studierte und ähnliches. Dass jemand, der nicht zur Familie gehört, sagte „Oh, dies ist gut, dies solltest Du weiterverfolgen...“, das ereignete sich tatsächlich viel später. Erst vor ein paar Jahren, vielleicht vor 5 oder 6, sagten die ersten Freunde, Kollegen, als ich ihnen Photos von einigen Bildern zeigte, „Oh, dies ist wirklich gut, dies solltest Du weiterentwickeln...“. So kamen dann die ersten Schritte, dass ich die Akademie, die ich heute besuche, gefunden habe und dann anfing, es systematisch zu verfolgen.

Schauen wir für einen Moment in die Familie: Wer mit 11 Jahren Kronstadt verläßt und noch immer verständlich ungarisch spricht, wie konnte man dies bewahren?

Das ist eine gute Frage.

Also die Zusammensetzung der Familie ist so, dass meine Mutter diejenige ist mit der deutschen Abstammung. Mein Vater ist der Ungar in unserer Familie. Meinen Namen habe ich auch von meinem Vater geerbt. Und nachdem wir nach Deutschland ausgewandert sind, war es der Wunsch meines Vaters, dass wir irgendwie auch den ungarischen Teil unseres Erbes erhalten. Es gibt eine Organisation in Deutschland, aber ich meine auch weltweit, die heißt Pfadfinder. Ich weiß nicht, ob sie auch hier bekannt sind?

Ja, ja.

Und es gab in Heidelberg, nur 20km von Mannheim entfernt, ebenfalls eine ungarische Pfadfindergruppe. Die Pfadfinder sind international. Es gibt sie in allen Sprachen, aber in Heidelberg

gab es ausgerechnet eine ungarische Pfadfindergruppe. Tatsächlich leben in Deutschland ziemlich viele Ungarn, weil auch aus Ungarn viele ausgewandert sind nach der Revolution von 1956. Deshalb gibt es mehrere ungarische Pfadfindergruppen in München, Frankfurt und anderen Städten. Aber Heidelberg war das nächste zu uns. Meine Eltern haben das dann konsequent verfolgt, dass wir hingehen. Es gab also einmal im Monat das Pfadfindertreffen, und damit verknüpft war eine sogenannte ungarische Schule. Das muss man sich so vorstellen, dass samstags das Pfadfindertreffen war, und sonntags gab es vormittags zwei Stunden, wo uns Erika – sie war Lehrerin – uns auf ungarisch ein wenig in Geschichte, ein wenig in Literatur und ähnlichem unterrichtet hat. Und so haben wir zumindest die Sprache erhalten. Das war das Wesentliche für meinen Vater, dass wir die Sprache nicht vergessen. Und es war tatsächlich dort, dass ich auf ungarisch zu lesen und zu schreiben lernte. Denn als wir hier in Kronstadt lebten – die Hintergründe kenne ich dazu nicht genau und muss jetzt etwas mutmaßen – war hier der Freundeskreis meiner Eltern, meiner Familie mehr ungarisch, nehme ich an. So lag zu der Zeit hier in Kronstadt die Betonung mehr darauf, das Deutsch zu erhalten. Darum ging ich hier in den deutschen Kindergarten und in die deutsche Schule – hier noch auf das Honterus zu der Zeit. Das änderte sich, nachdem wir nach Deutschland auswanderten. Aber so kam es, würde ich sagen, dass das Ungarisch noch ganz gut ist.

Dann springen wir zurück in die Kunst, in die Malerei. Wann durfte die große Öffentlichkeit das erste Mal Ihre Werke sehen?

Nun, ich habe bisher an Gruppenausstellungen teilgenommen. In 2012 noch nicht, da ich da erst angefangen hatte. Aber in 2013 das erste Mal im Rahmen der Akademie. Es gibt regelmäßig einmal im Jahr eine Veranstaltung als offene Akademie. Zu der Gelegenheit kann jeder zu Besuch vorbeikommen, und zeitgleich gibt es auch eine Ausstellung. Da war es die erste Gelegenheit, dass ich mit drei oder vier Bildern teilgenommen habe. Seither regelmäßig, jedes Jahr. Und letztes Jahr gab es für mich noch die großartige Gelegenheit, in Solingen an einer separaten Ausstellung teilzunehmen, die nicht im Rahmen der Akademie stattfand. Das war zusammen mit sechs oder sieben meiner Künstlerkollegen. Dort habe ich auch mit einigen, zumindest der größeren dieser Bilder ebenfalls teilgenommen. Eine Einzelausstellung wie hier ist tatsächlich die erste für mich.

Und was ist das für ein Gefühl, dass man sich hier – zuhause – zeigt?

Sehr aufregend!

Also, als wir mit meiner Schwester und meinem Mann vor ein paar Tagen hier ankamen, sagte ich noch, dass es für mich tatsächlich immer noch unglaublich ist. Vor allem, dass es innerhalb so kurzer Zeit, nachdem ich anfang, etwas konsequenter in dieser Hinsicht zu arbeiten, schon eine Gelegenheit für eine solche Ausstellung geben könnte, das hätte ich mir nie vorher vorgestellt. Und dann vor allem natürlich der große, wichtige Aspekt für mich, dass es in Kronstadt ist! Und dass dies wirklich möglich wurde.

Als ich anfang, die ersten Bilder zu malen, waren alle über Kronstadt. Die Wahrheit ist, dass ich, seit wir aus Kronstadt weggegangen sind, immer das Gefühl hatte, dass mir meine Geburtsstadt fehlt. Als ich anfang, die ersten Bilder über Kronstadt zu malen – das erste mit der Schwarzen Kirche, dann das Rathaus, die Johanneskirche –, fühlte ich auf sehr bemerkenswerte Weise, dass eine Beruhigung zu mir zurückkehrte. Und dann fing ich an die Berlin-Bilder zu malen. So fing es an, sich herauszubilden. Ich fing auch an zu suchen, welche Orte noch dazu passen. Dass sich dann diese Gelegenheit ergab, diese Ausstellung durchzuführen und dann noch mit diesem Titel „Kronstadt – Berlin“, das ist unglaublich. Auch heute noch. Es ist sehr aufregend!

Wenn jemand Kronstadt vorstellen möchte, dann schickt er ein Bild über die Schwarze Kirche oder über das Rathaus, aber die Johanneskirche? Wie passt sie in das Bild?

Das ist sehr persönlich. Als wir in Kronstadt aufwuchsen – wie ich zuvor erwähnte, ging ich auf das Honterus zur Schule – war dies schon zu einer Zeit, als meine Eltern tatsächlich nicht mehr in Kronstadt lebten. Sie lebten in Gergersmarkt (Anm.: heute - Sf. Gheorghe), so dass ich zu der Zeit hier in Kronstadt bei meiner Oma aufwuchs. Es war eine regelmäßige, wie soll ich es nennen, Zeremonie oder Programm, dass wir jeden Sonntag in die Kirche gingen, und zwar in die Johanneskirche, und dann auf den Friedhof – mein Opa war schon vor langer Zeit gestorben. Das war also ein regelmäßiges Sonntagsprogramm: Johanneskirche, Friedhof und dann nach Hause. Darum ist für mich die Johanneskirche eine so wesentliche Erinnerung, die ich mit Kronstadt verbinde, weil ich in meiner Erinnerung sehr viel Zeit in dieser Kirche sonntags verbracht habe.

Wie entstehen diese Bilder? So dass Sie sich hinsetzen, diese Gebäude betrachten oder fotografieren Sie sie und im Atelier? Wie machen Sie es?

Photographiert. Und ja, zuhause im Atelier. Entweder direkt bei mir Zuhause, da habe ich ein eigenes Zimmer zum Glück, das ich dafür verwende, oder dann in der Akademie. Und ja, tatsächlich auf der Grundlage des Photos übertrage ich das Motiv auf die Leinwand und dann fange ich anschließend an, es zu malen. Man sieht, denke ich, dass in den meisten Fällen die Farbgebung anders ist als im Original. Dies ist ein interessanter Aspekt, denn dies fragten auch schon Freunde und Bekannte, wonach ich die Farben auswähle. Dies kann ich aber so nicht erklären. Es ist nicht etwas Systematisches, wie, nun male ich ein Bild in Gelb oder ich male jetzt ein Bild in Blau. Es ist eher so, dass ich mir das Photo anschau und dann hat das Bild in meiner Vorstellung eine Farbgebung. Dann male ich es, und dann ist es klar für mich, so sollte es sein.

Da gibt es ein Bild hinter uns. Es stellt die Weberbastei dar, davor Soldatengräber. Warum ist auf dem Bild die Hervorhebung der Namen so wichtig?

Tatsächlich hat das auf mich einen sehr großen Eindruck gemacht, muss ich zugeben, als ich diesen kleinen Friedhof entdeckt habe. Das war erst vor zwei-drei Jahren, als ich in der Stadt spazierte. Bis dahin kannte ich diesen kleinen Friedhof nicht. Und wie ich spazierte, bin ich darauf gestoßen. Wenn man vorbeigeht, kann man sehen, dass ein kleines Schild in drei Sprachen angebracht ist, dass es vom ersten Weltkrieg ist. Und allein schon diese Tatsache, dass es in drei Sprachen ausgeschrieben ist, hat mich so beeindruckt. In meiner Erinnerung war es immer so, und ich habe immer gerne davon erzählt, dass in meiner Kindheit jeder drei Sprachen sprach. Aber dass es heutzutage schon so weit ist, dass solche Aufschriften auch in drei Sprachen angeschrieben sind, das ist eine wesentliche Veränderung zu meiner Kindheit. Während des Kommunismus gab es das nicht. Zumindest würde ich mich nicht daran erinnern.

Nein, das gab es nicht.

Und deshalb war ich so überrascht, wie großartig es ist, dass sich die Welt so sehr verändert hat, und dass es heutzutage auf drei Sprachen ausgeschrieben ist. Dann ging ich hinein, und spazierte ein wenig auf den Wegen. Als ich dann die Grabsteine sah, war ich noch mehr verblüfft, dass ich Namen in noch viel mehr Sprachen auf den Grabsteinen sah. Ich kenne die Sprachen nicht, vermute aber, dass es vielleicht slowakisch oder serbisch ist. Aber mindestens noch in zwei, drei weiteren Sprachen waren Namen lesbar. Das hat mich sehr berührt. Zur gleichen Zeit gab es in Berlin schon große Ausstellungen im Zusammenhang mit dem ersten Weltkrieg, weil es genau hundert Jahre später war. Deshalb, als ich auf den kleinen Friedhof traf und in diesem besonderen Zusammenhang, hat es auf mich einen großen Eindruck gemacht, kann ich nur sagen.

Das hat sich nun herausgestellt, wie die Bilder über Kronstadt, die Kronstadt darstellenden Bilder entstanden sind. Wie entstehen die Berliner Bilder?

Da sind verschiedene Bilder dabei: Blumen und Porträts ...

Die ersten Berliner Bilder entstanden ähnlich wie die von Kronstadt. Das allererste Berlin Bild war das von Sans Souci, was nicht genau in Berlin ist, sondern neben Berlin in Potsdam. Das erste Mal ging ich 1999 nach Berlin, nur für ein halbes Jahr, für ein Praktikum. Dann habe ich Berlin wieder verlassen und bin 2002 endgültig zurückgekehrt. In diesem halben Jahr, das ich während des Praktikums dort verbracht habe, habe ich in der Stadt viel entdeckt. Das war für mich das erste Mal, dass ich alleine in der großen Welt war. Davor war ich ja in Mannheim und in Heidelberg, wo ich zu Uni ging. Da war ich doch in der Nähe und im Schutz der Familie. So war es also die erste Gelegenheit, dass ich alleine war in der großen Welt, in Berlin. So entdeckte ich diese Orte – Sans Souci und die Neue Synagoge. Das waren die ersten Bilder, die ich in meiner Erinnerung mit Berlin verknüpfte. Als ich die Kronstadt-Berlin Serie systematischer anfang, dann waren diese Bilder, die ich mit Berlin verknüpfte, die ersten, die aus mir, sozusagen, herauskamen. Dann fing ich an, weiter zu überlegen, beziehungsweise auch auf ein-zwei Motive eher durch Zufall zu treffen. Da ist das Bild mit dem Lebensweg zum Beispiel. Das habe ich in einer Zeitung für Obdachlose gesehen, die ich manchmal lese. Es war zu dem Thema, was für ein Programm gegen die Obdachlosigkeit in Berlin erforderlich wäre. Als ich das Photo sah, hat das Photo mich angesprochen, und das war dann die Grundlage für dieses Bild. Das Jacky-Bild ist zum Beispiel mein Patenkind in Berlin. Und so ergaben sich weitere. Es sind eher Bilder, die im Heute sind, nicht in der Vergangenheit. Themen, die mich in der Gegenwart begleiten, in meinem heutigen Leben quasi. So ergaben sich die Berliner Bilder.

Gibt es ein Lieblingsbild von Ihnen hier im Ausstellungsraum?

Oh ja, es gibt sogar zwei oder drei, kann ich sagen. Ganz sicher die Schwarze Kirche und Sans Souci, die beiden, die auch nicht verkäuflich sind. Die bleiben bei mir. Dann gibt es natürlich noch die, die sehr persönlich sind: das Bild von meiner Patentochter und das ganz kleine Bild.

Ja, dort auf der Staffelei.

Das ist ein Familienbild: meine Mutter, mein Cousin und ich, als wir ganz klein waren. Das sind so sehr persönliche Bilder.

Wie häufig kommen Sie nach Kronstadt?

Nun, jetzt seit einer Weile wieder regelmäßig. Die Wahrheit ist, nachdem wir ausgewandert waren, wurde das Haus meiner Oma irgendwann verkauft. Einige Jahre später – als die zwei Schwestern meiner Oma, meine Großtanten, gestorben waren – gab es eine Art Riß.

Es gab niemanden mehr, zu dem man kommen kann.

Genau, ganz genau.

Ich empfand es so, als ob es hier nichts mehr gab für mich. Wo sollte ich hingehen? Es gab auch kein Haus mehr. Wenn ich davor meine Großtanten besuchte, gab es zumindest noch etwas, was ich kannte. So war ich dann ganz lange Zeit nicht in Kronstadt, ich glaube 8 Jahre. Ja, 8 Jahre.

Und dann, 2007, – ich könnte gar nicht erklären, woher es kam oder was es ausgelöst hat – war es auf einmal so, dass ich sagte: ich gehe jetzt nach Hause. Als Aussage, auch in der Familie. Ich sagte einfach: ich gehe jetzt nach Hause in diesem Jahr. Und alle, meine Mutter, mein Onkel, meine Schwester, alle schauten mich an: warum? Ich sagte, ich weiß es nicht. Es fehlt mir einfach so sehr, mir ist es egal. Wohin gehst Du? In ein Hotel, sagte ich. Als Tourist. Aber ich gehe - in meine Geburtsstadt.

Später hat es sich herausgestellt, wie wesentlich dies war, denn in 2008, kaum ein Jahr später, starb meine Oma. Sie lebte ebenfalls mit uns in Mannheim. Somit brach in der Familie die Diskussion aus, was nun geschehen soll. Tatsächlich wußten alle, dass meine Großmutter gerne in Kronstadt begraben sein wollte, natürlich bei meinem Großvater. Aber keiner traute sich wirklich, dies zu entscheiden. Es war ja auch eine schwierige Entscheidung, sie über 2000 km nach Hause zu bringen. Aber letztlich war

es das. Und seither, seit meine Oma hier auf dem Friedhof an der Postwiese begraben ist, bin ich regelmäßig einmal im Jahr gekommen, im Herbst, da sie zu der Jahreszeit gestorben war. So bin ich meine Oma quasi „besuchen“ gekommen, auf den Friedhof zu gehen. So bin ich mindestens einmal im Jahr regelmäßig gekommen.

Dieses Jahr bin ich nun drei Mal in Kronstadt: die Bilder bringen, jetzt für die Ausstellungseröffnung und später die Bilder wieder zurückbringen. Allein das ist schon sehr außergewöhnlich. Und das Bemerkenswerte war, als wir jetzt vor zwei Tagen angekommen sind, sagte ich zu meiner Schwester: weißt Du, was für ein außergewöhnliches Gefühl es ist – da ich erst vor zwei Wochen da war, die Bilder herzubringen, und es fühlt sich so außergewöhnlich an, schon wieder hier zu sein. In dem Sinne, dass es gar nicht so weit weg ist.

Über all die lange Zeit, während meiner Kindheit und meiner Jugend, hatte ich das Gefühl, dass Kronstadt so sehr weit weg ist, als ob ich es verloren hätte. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich meine Geburtsstadt verloren habe. Und jetzt fange ich an zu erkennen: ich habe es nicht verloren. Tatsächlich ist es in meiner Seele, als erstes – die Bilder zeigen es – und zweitens, heutzutage ist es sowieso so einfach zu Reisen: Meine Schwester ist nach Hermannstadt geflogen und mit einem Mietwagen herübergekommen – es ist nicht so schwierig.

Man kann kommen, und man kann in zwei Wochen auch zweimal kommen, wie ich es gerade geübt habe. Dies ist für mich eine neue Entdeckung. Noch heute morgen beim Frühstück sagte ich zu meiner Schwester, dass ich glaube, dass ich ab jetzt öfter kommen werde. Vielleicht sogar zwei oder dreimal im Jahr.

So sei es. Ich danke vielmals für das Gespräch.

Sehr gerne.

Das Interview führte: Bálint Ferenc.